

„Wie tickt diese Stadt? – Notizen zu Lübeck als Anmutung

Prof. Dr. Helmuth Berking, TU Darmstadt

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Lübeck: die „Liebliche“, „Stadt der sieben Türme“, „Tor zum Norden“, „Königin der Hanse“, „Stadt der Wissenschaft“, Stein gewordene Bürger- und Kaufmannsstadt par excellence. Es gibt nichts, was nicht an und in den Städten imaginiert worden wäre. In den Städten verweilt das Gedächtnis der Menschheit, Städte sind Weltanschauungen, Lebensformen, Räume des Begehrens, Arenen der Macht und ihres Verfalls.

Was aber ist die Stadt? Haben Städte einen Geschmack, einen individuellen Charakter, gar eine eigensinnige Identität? Können wir uns den Eiffelturm in Manila, die Freiheitsstatue in Augsburg vorstellen? Dass Berlin arm, aber sexy, München bloß schiki-micki, Hamburg bourgeois unterkühlt und Lübeck nie aus dem langen Schatten der Buddenbrooks herausgetreten sei, kurz, dass Städte sich signifikant unterscheiden, ist uns Alltagsmenschen selbstverständlich, der Städtekonkurrenz um Aufmerksamkeit heilige Geschäftsgrundlage und der Stadtforschung recht gleichgültig.

Dies ist der Problemhorizont, in dem ich meine Überlegungen einbetten möchte: auf der einen Seite ein Alltagswissen, das sich um Differenz und Identität organisiert – jede Stadt ist etwas Besonderes, eine Welt für sich – auf der anderen Seite ein sozialwissenschaftlicher Diskurs, der sich für seinen genuinen Gegenstadt, für die Stadt, überhaupt nicht zu interessieren scheint. Ich werde zunächst in groben, aber kräftigen Strichen diese Konstellation skizzieren, um Ihnen dann mit dem Konzept der Eigenlogik der Städte die theoretische Rahmung anzubieten, die meinen Blick und meine analytische Aufmerksamkeit auf das, was Sie tatsächlich interessiert, die Hansestadt Lübeck, anleiten. Ein kleines Geständnis und eine Warnung aber vorweg. Ich habe dem alles und damit viel zu viel versprechenden Thema des heutigen Abend einen Untertitel beigefügt, der lautet: „Notizen zu Lübeck als Anmutung“. Anmutung als der erste spontane und unreflektierte Eindruck eines Objekts auf den Betrachter gilt in der phänomenologischen Tradition als die grundlegende, Wahrnehmung präfigurierende Zuwendungsform. Die Etymologie hält freilich auch „Zumutung“ fest.

Lübeck als Anmutung und als Zumutung? Diese Perspektivierung hat programmatische und methodische Implikationen. Zum einen: ich konzentriere mich auf meine Wahrnehmung und subjektive Erfahrung, allerdings nicht unvoreingenommen, sondern instruiert durch das eigenlogische Forschungsdesign. Zum anderen: Als Flaneur und Leser, als interessierter Beobachter und dann erst als Soziologe ist der Geltungsanspruch meiner Aussagen zwangsläufig beschränkt. Es ist der eher flüchtige Blick von außen, der fremde Blick, der den Schleier des Selbstverständlichen, des Selbstevidenten ein wenig anheben soll. Sie sind die Experten, Sie wissen, wie Ihre Stadt tickt. Was dem fremden Blick allerdings eignet, ist das Nicht-Gewahrsein der Routinen und alles dessen, was für Sie nicht der Rede wert ist. Der US-amerikanische Soziologe Anselm Strauss empfahl den Stadtbewohnern, ihre Stadt einmal durch die Augen der anderen, der Fremden zu sehen, um die in den Routinen der Alltagswelt verdeckten Sinnbezüge, um die Bilder der Stadt, die sie kennen, wiederzuerkennen.

Zunächst aber zum theoretischen Rahmen:

Jedes Sprechen über ‚Stadt‘ impliziert notwendig eine Vorstellung von dem, was Stadt denn sei (vgl. zur Eigenlogik ausführlich: Berking 2008; Berking/ Schwenk 2011; Berking 2013). Doch der Begriff scheint wie ein leerer Signifikant zu operieren. Es ist die Stadt im Unterschied zu ..., es ist städtische Armut verglichen mit... mittels dessen ganze Weltbildstrukturen evoziert und stabilisiert werden. Ein kurzer Blick auf die formative Phase der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt, dass die moderne, euro-amerikanische

Großstadt tatsächlich als eine neue revolutionäre Form der Vergesellschaftung wahrgenommen wurde. Erinnert sei nur an die Typologie der okzidentalen Stadt Max Webers, an die heute als Gründungsdokumente der Stadtforschung gefeierten Arbeiten Georg Simmels oder an die Beobachtung Robert Parks that „ it is because the city has a life quite its own that there is a limit to the arbitrary modifications which is possible to make (1) in its physical structure and (2) in its moral order“. Die historische Konstellation freilich ist durch und durch paradox. In dem Augenblick, in dem sich die Großstadt als Erfahrungsraum aufdrängt, hat sie als Wissensobjekt bereits ausgespielt. Es ist die Stadt, die die moderne Gesellschaft repräsentiert, ohne ihrerseits ins grundbegriffliche Inventar der Wissenschaft von der modernen Gesellschaft aufgenommen zu werden. Es ist die Stadt, die der Anschauung das empirische Material liefert, aus dem die Theorien der Gesellschaft sich speisen, ohne ihrerseits theoretisch bedacht worden zu sein. Kurz: Es ist die Stadt die als Konzept ausfällt. Die Diskursformation nimmt einen anderen Weg. Die Stadt als Wissensobjekt der Soziologie wird unter „Gesellschaft“ als oberste Referenz subsumiert, die Erforschung der Städte bedeutet dann die Erforschung der Repräsentation der modernen Gesellschaft.

Die Theorieprogramme der Stadtforschung bestätigen diesen Befund. Auf der einen Seite findet sich die mit der Chicago-School beginnende Theorietradition, die Stadt als Laboratorium für Gesellschaftsprobleme jedweder Art zu betrachten. „Die Stadt“, so Walter Siebel's Gegenstandsbestimmung (1987:11), „ ist nur der Ort, an dem die Gesellschaft in ihrer Struktur und ihren Konflikten erscheint“ Auf der anderen Seite findet sich ein reichhaltiges ethnographisch angelegtes Ouvre, das die analytische Aufmerksamkeit auf kleinräumliche Phänomene in der Stadt konzentriert. Es geht um ethnische Milieus, um Stadtteile, um Armutsquartiere etc. In beiden Fällen, in der Soziologie ebenso wie in der urban anthropology, trifft das empirische Phänomen, das wir gemeinhin als 'Stadt' bezeichnen, auf wenig Interesse. Die Stadt als Wissensobjekt der Soziologie fällt aus. Das Zentrum der Stadtforschung bleibt leer.

Stadtforschung ohne Stadt, das ist der Einsatz für die Frage nach der Eigenlogik der Städte. Diese Perspektive nimmt das in der Alltagswelt so selbstverständliche Wissen, dass New York nicht Wanne-Eickel, Lübeck nicht Liverpool ist, beim Wort und lässt sich von der starken Annahme leiten, dass jede Stadt in dem Zusammenspiel von kulturellen Traditionen, materialer Umwelt und räumlicher Form, von kulturellen Dispositionen und ästhetischen Codierungen die ihr und nur ihr eigene symbolische Ordnung hervorbringt. Die konzeptionelle Idee, nicht länger und ausschließlich in den Städten gesellschaftliche Probleme erforschen, sondern die Städte selbst, diese im Unterschied zu jener Stadt zum Gegenstand der Analyse machen, zielt auf einen Perspektivwechsel von einer Soziologie *in* der Stadt zu einer Soziologie *der* Stadt.

Um das Rätsel der Städte zu lösen, bedarf es einer vorgängigen Verständigung darüber, was die „Stadt“ als Objekt und Gegenstand des Wissens denn sei (Berking 2013). Wir schlagen einen raumtheoretischen Zugriff vor. „Stadt“ wird als eine spezifische Vergesellschaftungsform, genauer: als raumstrukturelle Form der Organisation von Größe, Dichte und Heterogenität gefasst. Die konzeptionellen Überlegungen lassen sich in fünf Thesen zusammenfassen.

1. Die Art und Weise, wie eine Stadt Dichte und Heterogenität herstellt und Inklusion organisiert, unterscheidet die Städte. Jede Stadt verdichtet sich zu einem spezifischen Sinnzusammenhang, zu einem für sie, und nur für sie, charakteristischen Zusammenspiel von räumlicher Organisation, materialer Umwelt und kulturellen Dispositionen. Man findet in der Regel keinen Bischofssitz auf dem Land, doch nicht jede Stadt ist mit einer solchen Institution gesegnet. Ein einzelner Jazz-Musiker konstituiert noch keine Szene. Aber nicht jede Stadt ist New Orleans oder Chicago. Die Steuerungszentralen der globalen Finanzmärkte residieren nicht in Dörfern. Doch nicht alle Städte sind London, New York oder Tokio. Und da nicht alles und nicht überall „Stadt“ ist, müssen sich Sinnhorizonte in den „Routinewirklichkeiten der Alltagswelt“

(Berger/Luckmann 1980) beschreiben, muss sich die(se) Stadt auch als spezifische Sinneinheit rekonstruieren lassen.

2. Versteht man Stadt als räumliches Strukturprinzip, ergeben sich weitreichende Konsequenzen im Hinblick auf die typischen Strategien der Gegenstandskonstitution. „Stadt“ ist dann nicht „Kommunikation“, „Interaktion“, „Lebensstil“, „Milieu“; Stadt ist nicht „face to face“ „Stadtteil“, Identität, Wirtschaftszentrum oder Habitus etc. Alle inhaltlichen Zugriffe kommen hier zwangsläufig zu früh. Denn die lokalspezifischen Besonderheiten wären ihrerseits erst als Effekte interner Differenzierung- und Verdichtungsleistungen zu beschreiben.
3. Größe, Dichte und Heterogenität sind nicht als Quantitäten von besonderem Interesse, sondern einzig in ihren qualitativen Effekten. Schon Georg Simmel beschreibt das Zusammenspiel von äußerer Dichte und Kontaktintensität und innerer Reserviertheit. Die räumliche Logik des Einschlusses ist eine der systematischen Erhöhung der Kontaktintensität bei niedrigem Verpflichtungscharakter. Stadt organisiert Dichte durch die extreme Steigerung von Kontaktflächen. Elemente unterschiedlichster Art werden nicht nur zusammengebracht, sondern in einen „Aggregatzustand“ versetzt, der sie reaktionsfähig macht und ihre gegenseitige Einflussnahme verändert (Held 2005:230). Neue Wechselwirkungen durch Konzentration evozieren beides: Zivilisationskatastrophen und Seuchen ebenso wie technische Innovationen und sozialmoralische Anspruchsniveaus.
4. Großstadt als raumstrukturelle Form ist „Verdichtung in der Bewegung“ (ebenda: 240) nicht nur auf der stofflichen, sondern auch auf der institutionellen und sozialen Ebene. Verdichtung ist nicht Verdrängung, sondern Intensitätssteigerung im Einschluss. Dichte verführt, ist zugleich härteste Zumutung – das liefert die zentralen Motive der Großstadtkritik - und Ermöglichungsraum, eine Temperatur, ein Hitzegrad, der die Reaktionsfähigkeit zwischen heterogensten Elementen bereitstellt und die unmöglichsten Verbindungen Wirklichkeit werden lässt.
5. „Eigenlogik“ markiert dann den für diese Stadt typischen Modus der Verdichtung von bebauter Umwelt, Material- und Stoffströmen Verkehrs- und Menschenströmen. Das „was“ und das „wie“ von Verdichtung und Heterogenisierung, so die zentrale These, führen zu Selektion, Neuschöpfung und Institutionalisierung von städtischen Ordnungsmustern und Sinnbezügen, die nicht nur die „individuelle Gestalt“ dieser Stadt im Unterschied zu... prägen, sondern auch den Möglichkeitsraum der Stadt selbst strukturieren.

„Stadt“ als sozialräumliche Form, der mit Verdichtung und Heterogenisierung zwei, und nur zwei qualitative Merkmale zugeschrieben werden und analytisches Konzept: Eigenlogik als die modale Struktur, was wie verdichtet und heterogenisiert wird, implizieren einen methodologischen Holismus, der die empirische Forschung darauf verpflichtet, alle themen- und feldspezifischen Problematiken immer auf die Referenz: „das Ganze der Stadt“ zu beziehen. Der analytische Blick auf „das Ganze der Stadt“ soll dazu anleiten, das besondere Beziehungsgefüge zwischen

räumlicher Organisation, bebauter Umwelt und kulturellen Dispositionen als einen lokalräumlichen Sinn- und Handlungszusammenhang offen zu legen.

Vorstellungen vom Ganzen der Stadt, die sich ihrerseits in kulturellen Repräsentationen jedweder Art objektivieren, werden als das "städtische Imaginäre", als "mentale Gestalt der Stadt"(Lindner) gefasst. Das städtische Imaginäre bezeichnet dann eine besondere, eben städtische Wirklichkeitskonstruktion, das symbolische Universum einer Stadt, den ihr eigenen kulturelle Code, der zugleich die vielfältigen Kulturen in der Stadt einschließt und mitprägt. Es formt und informiert nicht nur soziale Praktiken und kulturelle Dispositionen, sondern prägt auch lokalspezifische Formate: Bilder, Narrative und Sounds, mittels derer die Bewohner ihrer Stadt als individuelle Einheit habhaft werden. Das städtische Imaginäre ist eine organisierte, ebenso wie Wahrnehmung und Praxis organisierende Einheit zugleich. Sein Material besteht aus kulturellen Repräsentationen, die in Form und Inhalt einem lokalspezifischen strukturierenden Prinzip unterliegen und deshalb ‚irgendwie‘ aufeinander verweisen und einander verstärken. Heuristisch hätte zu gelten – in Analogie zu jener sprichwörtlichen Weisheit: In jedem Kaffeelöffel spiegelt sich die ganze Sonne – dass in jedem Teil das strukturierende Prinzip des Ganzen zu entdecken ist.

Um das städtische Imaginäre für die empirische Forschung handhabbar zu machen, bietet sich das Konzept der „kumulativen Textur“ lokaler urbaner Kulturen an. „Kumulative Textur“ (Suttles 1984) bezeichnet das Bedeutungsgewebe der Stadt, genauer, die sukzessive Verfertigung jener Vorstellungen vom Ganzen der Stadt, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt erscheinen. Kumulativ ist diese Textur aus materialen und immateriellen Artefakten: aus Denk- und Mahnmalen, Gründungsmythen, Texten, Redeweisen und Bildern jedweder Art, da es sich wesentlich um ein Thema mit Variationen handelt, das, der biographischen Erzählung nicht unähnlich, das Hier und Jetzt an das Davor und seine Geschichte zurückbindet. Texte stapeln sich über Texte, Symbole über Symbole, Architekturen über Architekturen, Routinen über Routinen, und es sind diese Sedimentbildungen, die im steten Rückgriff aufeinander eine (Sinn-) Einheit bilden, in der die Stadt in ihrer individuellen Gestalt erscheint. Die Bedeutungsverdichtungen und -verschiebungen, so die erkenntnisleitende These, folgen einer spezifischen Logik. Die kumulative Textur weist ein je distinktes, für diese Stadt typisches „Webmuster“ auf, das den Charakter dieser Stadt prägt, ausdrückt, verstetigt oder eben auch verändert. Dies ist gleichsam die analytische wie empirische ‚Adresse‘ für die Verfertigung und Veralltäglichung von Vorstellungen über das „Ganze der Stadt.

Die Heuristik vom „Ganzen der Stadt“ lässt sich von der Annahme leiten, dass die Stadt als Ganzes nicht aus der Summe seiner Teile zu fassen ist, sondern als Gestalt wahrgenommen und gedacht (mental konstruiert und kulturell repräsentiert) wird. Das Ganze der Stadt aber ist der empirischen Erfahrung nicht zugänglich, „unless“, so Anselm Strauss (1961), „unless it can be reduced and simplified“, so dass schließlich eine Einheit, „a characteristic system of symbolism“ hervortritt. Für Strauss ist diese symbolische Reduktion, dieses Kohärenzversprechen eines imaginierten Ganzen „indispensable“ für jeden Stadtbewohner because: “When the city has been symbolized in some way, personal action in the urban milieu becomes organized and relatively routinized. To be comfortable in the city – in the widest sense of these words – requires the formulation of one’s relation with it“(ebenda:17). Handlungsrouninen und der ganz gemeine Alltag des städtischen Lebens sind systematisch an diesen Sinn für die eigene Position und die Positionierung aller anderen im Ganzen der Stadt gebunden. Das macht die Rekonstruktion des städtischen Imaginären so interessant.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

soweit zum programmatischen Teil. Jetzt hätte die Forschung zu und über Lübeck zu beginnen. Stattdessen wird es dabei bleiben, einige Fäden und Knoten im Webmuster der Stadt zu entdecken und zu deuten. Den Fremden, der zum ersten Mal eine Stadt betritt, zieht es unnachsichtig ins Zentrum. Dort in der tatsächlichen oder vermeintlichen Mitte, in der alles sich bündelt und von der alles hinausführt, finden sich Orientierung und Form. Bebaute Umwelt, öffentliche Plätze,

geschäftige Menschen gerinnen für einen kurzen Augen-Blick zum Standbild des Ganzen und es ist diese ‚location‘, die als identitätsverbürgender Kern im Meer urbaner Kontingenzen erscheint. Die ‚Mitte‘ fungiert nicht nur als Visitenkarte der Stadt, sie ist zugleich ein vorgefertigter Rahmen, ein Denk-Schema, mittels dessen Wahrnehmung und Wahrgenommenes organisiert und bewertet werden. Hier findet die Erfahrung das Material und den Maßstab, sich in Sekundenschnelle ein Bild zu machen, die Oberflächenstruktur als Gestalt zu begreifen, die dann den Zugang zur Stadt präfiguriert. Über das ‚Ganze der Stadt‘, ihre Atmosphäre und ihren Rhythmus, ihre stilprägenden Merkmale und Eigenheiten wird im Alltag und eben nicht nur von Fremden in der ‚Mitte‘ entschieden.

Doch der Weg in die Mitte ist nicht voraussetzungslos. Städte evozieren Bilder, Vorstellungen und Einstellungen, auch bei denen, die niemals dort waren. Die Hansestadt Lübeck weiß oder glaubt doch zu wissen, was der Besucher typischerweise im Kopf hat. „Marzipan, Thomas Mann, Kultur, Holstentor, UNESCO-Weltkulturerbe“ - das sind die Begriffe, die vielen zuerst zu Lübeck einfallen“. Allerdings wird dieser Eröffnungszug auf der homepage der Stadt sogleich mit Verweis auf das moderne Lübeck als Wissenschafts- Produktions- und Dienstleistungszentrum an der Ostsee relativiert. Es folgen einige für die Selbstthematization der Stadt zentrale Fokussierungsmetaphern – „Kulturhauptstadt des Nordens“ , „Tor zur Ostsee“ – die einen ersten Eindruck vom stadtspezifischen Imaginären vermitteln und nicht zufällig über das zentrale Motiv „Weltkulturerbe“ gerahmt werden. Überraschenderweise findet die Hanse, die sich als zentraler Topos in der kumulativen Textur erweisen wird, nur beiläufig Erwähnung.

„Lübeck ist einzigartig, wundervoll“ (homepage Hansestadt Lübeck). Diese emphatische Selbsttypisierung erschließt sich dem Besucher nicht auf den ersten Blick. Der Weg vom Bahnhof, einer imposanten Gründerzeitarchitektur, in die Stadt ist unspektakulär. Erst das Holstentor, der Grenzwächter zwischen Innen und außen, zwischen Tradition und Moderne, schafft die Transformation. Und in der Tat ist das Begehen der Altstadt, irritiert nur durch den nicht erwarteten Autoverkehr, ein Ereignis ganz eigener Art. Man spaziert nicht nur durch ein urbanes Museum, das sich im Hier und Jetzt als Lebensform zu behaupten und zu bewähren hat. Man befindet sich auch im Ordnungsraum einer lebendigen Stadt, der als Wohnort, als touristisches und Dienstleistungszentrum, als kulturelles und politisches Zentrum widersprüchlichste Nutzerinteressen zu befriedigen hat, was die nostalgische Überwältigung in Grenzen und den ganz gemeinen Alltag auf den Beinen hält. Lübeck ist mehr als seine Altstadt. Aber in einem sehr spezifischen und in seinen Effekten kaum zu überschätzenden Sinne ist die Lübecker Altstadt die Repräsentationsform Lübecks. Denn hier findet das städtische Imaginäre, die Vorstellungen und Bilder, die Narrative und Lebensformen, kurz: hier findet die mentale Gestalt der Stadt ihr fundamentum in re.

Über das Welterbe „Lübecker Altstadt“, über das außerordentliche Engagement der Stadt, der evangelischen Kirche, der Stiftungen und der Bürger zum Erhalt und Wiederaufbau dieses einmaligen städtebaulichen Ensembles ist hinlänglich berichtet worden. Stadtplanung und Stadtentwicklungspolitik (Managementplan UNESCO-Welterbestätte „Lübecker Altstadt“ 2011; Zukunftsorientierte Stadtentwicklung: Lübeck 2013) priorisieren, völlig zu Recht den Erhalt und die Anverwandlung der mittelalterlichen Stadt. 4000 Gebäude wollen gepflegt und knapp 13500 Menschen versorgt werden. Das bindet enorme Ressourcen, zahlt sich jedoch ökonomisch als tourist destination und identitätspolitisch als einheitsstiftende Stadtgestalt aus. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes und doch sehr Vertrautes lenken, auf die Bedeutung und Funktion der Lübecker Altstadt als Denkmal. Zwei Fragen sind von besonderem Interesse. Zum einen: Was leistet die bauliche Gestalt der Stadt für das städtische Imaginäre? Zum anderen: Wie lebt es sich in einem Denkmal?

Denkmäler setzen eine besondere Form der Mnemotechnik in Bewegung; sie sind Stein gewordene Materialität, Erinnerungen zum Anfassen, Objekte, die den Betrachter in ein dichtes semantisches Feld und damit zu Assoziationsketten nötigen, in denen Traditionsbestände, Bilder, Geschichten und Geschichte in einen aktuellen Verweisungszusammenhang mit dem Hier und Jetzt gebracht

werden. Als flächendeckendes Denkmal ist Lübeck ein fast vollkommenes mnemotechnisches Ereignis, weil es die Gegenwart des Vergangenen nicht nur in seiner materialen, sondern vielmehr noch in seiner mentalen Struktur garantiert. Die geographische Lage als Insel tut ein Übriges. Lübeck lebt aus seiner Mitte, versammelt Waren und Menschen, hält fest, wurde bedeutend und reich. Dem Besucher präsentiert sich die insulare Mitte gleichsam als sakral überwölbter Ort. Die Stadt der sieben Türme ist die Stadt der Kirchen, Klöster und Konvente, eine heilige Stadt, der die Heiligsprechung ihrer stilprägenden Gruppe, des Bürgertum im Typus des „ehrbaren Kaufmanns“ korrespondiert. Nicht das Bündnis von Thron und Altar – die Feudalherren mussten immer draußen bleiben – sondern Glaube und Geld bestimmen die Geschicke wie den Rhythmus der Stadt. Kurz vor Beginn einer sommerlichen Lesung erklang das Glockenspiel des Heiligen Geist-Hospitals. „Jetzt warten wir noch auf St. Jakobi“, verkündete die Vortragende, „dann fangen wir an“. Alltag in Lübeck 2014.

Das Bündnis von Glaube und Geld trägt durchaus ambivalente Züge. St. Marien und das prächtige Rathaus rufen Macht und Gestaltungswillen der Bürgerschaft auf. Und die Buddenbrooks porträtieren die weltlichen Repräsentanten des Transzendenten als ebenso hehre wie zwiespältige Charaktere, denen das Motiv des Schnorrertums nicht gänzlich fremd ist. Heute mag der religiöse Geist, wie Max Weber hinsichtlich der unaufhaltsamen Rationalisierung der Lebensführung feststellte, aus den Mauern verschwunden sein, das Ethos der Stadt aber ist und bleibt an das protestantische Bürgertum als stilprägender Gruppe gebunden.

Diese ungehörig verknappte Kaperfahrt im semantischen Feld der Stadt wird freilich erst dann richtig interessant, wenn es gelingt, das Netz der Verweisungen enger zu knüpfen und zum Webmuster in der kumulativen Textur zu verdichten. Die formative Periode Lübecks ist Ende des 13. Jahrhunderts im Wesentlichen abgeschlossen; der städtebauliche Grundriss der Insel liegt vor, Kernelemente des baulichen Ensembles sind vollendet. Die emblematische Gestalt aber ist der Bürger in seiner Doppelfunktion als Bourgeois und als Citoyen. Das ökonomische Rückgrat der Stadt bilden Handel und Verkehr. Die große, alles überwältigende Geschichte aber ist die Hanse. In diesem Kontext kristallisieren sich Macht und Reichtum, freilich viel entscheidender noch, die charakterologischen Eigenschaften aus, die der Stadt heute noch zugeschrieben werden. Hier entstehen Leitbilder der Lebensführung von eindringlicher Intensität: der ehrbare Kaufmann, der gelernt hat, die fröhliche Maximierung des Eigennutzes durch Kooperation nach außen und nach innen zu moderieren, der sich dem Geschäft ebenso wie dem bonum commune verpflichtet weiß, ein lokalpatriotisch und doch weltmännisch gestimmter Charakter, stilsicher und doch maßvoll, tatkräftig und doch seriös. Die lübische Kaufmannschaft verdichtet sich über die Zeit zum Idealbild des Bürgers schlechthin, dem nicht nur Thomas Mann mit dem Titel „Lübeck als geistige Lebensform“ ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Auch der heutige Abend, Zeit, Raum und Anlass unseres Gespräches legen beredt Zeugnis ab von hanseatischen Tugenden und städtischem Bürgersinn. Die Gemeinnützigste, die vor 225 Jahren nicht von einem Kaufmann, sondern von einem Pfarrer und Bürger gegründet zunächst als Lesegesellschaft auf der städtischen Bühne erschien, ist nur der sichtbarste und vielleicht institutionell bedeutendste Kern eines dichten für die Hansestadt insgesamt prägenden Netzwerks von Stiftungen und Einrichtungen bürgerschaftlichen Engagements, die sich dem bonum commune, dem städtischen Gemeinwohl verschreiben.

Nun könnte man einwenden: Na schön, alles Geschichte und wenn man die Stadt zum Denkmal erklärt, muss man eben auch diese Geschichten erzählen. Glaubt denn wirklich jemand, dass hanseatische Tugenden und Bürgersinn in Lübeck etwas Besonderes sind?

Das Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung veröffentlichte 2013 die Ergebnisse einer Studie zum Klimawandel (Balbar/Mahlkow 2013). Untersucht werden die Hansestädte Lübeck und Rostock. Das Erkenntnisinteresse zielt darauf, die lokalen Wissensbestände der Städte mit dem naturwissenschaftlichen Wissen über Klimawandel so ins Verhältnis zu setzen, dass die lokalen Transformationen des Letzteren deutlich hervortreten. Wie thematisieren Medien und lokale Experten den Klimawandel in und für ihre Städte? Die Resultate könnten unterschiedlicher nicht sein. Lübeck, insbesondere die Altstadt wird als „dauerhafte

Entität" (ebenda:16) wahrgenommen und die Machbarkeitsvorstellungen in Bezug auf den Klimawandel sind eng mit dem „Selbstverständnis als Hansestadt“ verknüpft. „Die Vergangenheit stellt eine zentrale Orientierungsgröße für die Stadt dar, die mit anderen Wissensmustern konkurriert und Stabilität bietet. (...) Hoffnungen werden in das individuelle Engagement der Stadtbürger gesetzt. Das Vertrauen in den Bürger als wichtige Instanz zur Bekämpfung des Klimawandels speist sich dabei wiederum aus der Geschichte des kaufmännischen Bürgertums der Hanse“. (31-32). Und einen letzten Satz noch: „ Interpretationen der Vergangenheit der Stadt als Zentrum der Hanse scheinen eine Art kulturelle Determinante zu sein, die die Stadt wie ein identitäres und narratives ‚Rückgrat‘ durchzieht...“(32).

In diesem und nur in diesem Modus werden aktuelle Problem- und Wissensbestände in und durch Lübeck gerahmt. Natürlich gibt es auch distanzierende Stimmen. So hält eine Expertin für Stadtentwicklung fest: „also in Lübeck ist irgendwie mal zur Hansezeit die Uhr zurückgestellt worden. (...) Lübeck ist immer irgendwie hinterher bei allen Entwicklungen. Und ganz tragisch ist, dass man das hier ganz oft zu hören bekommt, wenn man mal ein neues Thema anschneiden will. Das kennen wir nicht, das machen wir nicht, das haben wir noch nie gemacht. So etwas ist mir leider sehr, sehr oft begegnet. Ich bin nach Lübeck gezogen und nach einigen Jahren habe ich die Krise gekriegt und habe gedacht: ich bin hier in diesen – zu Zeiten der Buddenbrooks. Ich weiß nicht, kennen Sie die Buddenbrooks?“ (ebenda: 16). Offenkundig muss man „Lübeck“ erst einmal lernen und ein paar Jahre reichen kaum aus, sich den Zumutungen des städtischen Imaginären anzuverwandeln.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

wie lebt es sich in einer Stadt als Denkmal. Die Musealisierung funktionslos gewordener Gewerke, brachgefallener Flächen, historischer Gebäude, kurz, die Transformation eines einmal belanglosen Gegenstandes in ein glänzendes Ausstellungsstück, ist heute gängige Praxis der Kulturalisierung und Eventisierung der Städte. Insbesondere Hafenstädte müssen sich gleichsam neu erfinden. Denn in der Regel gehen Hafen und Stadt längst getrennte Wege. Auch Lübeck hat seine Hafenfunktion nach Travemünde - auch das ist Lübeck, ich weiß - verschoben. Zurück bleiben ein wirklich bescheidener Museumshafen und eine städtebaulich noch zu gestaltende Halbinsel. Stadtgestalt und Stadtkultur freilich konnte der Hafenverlust nicht wirklich beeinflussen. Obwohl die Hanse ohne das semantische Feld von Seefahrt und Meer nicht auszukommen vermag, ist es nicht die Musealisierung der Hafenstadt, sondern der Bürgerstadt, die das Bild Lübecks beherrscht. Hier findet sich ein für die Größe der Stadt außerordentlich dichtes Netz von Museen, dem mit dem europäischen Hansemuseum ein weiteres hinzugefügt wird. Thema und Konzept sind gleichsam selbstevident in der kumulativen Textur der Stadt. Es wurde auch Zeit, kann man nur sagen. Eine Frage aber drängt sich gleichwohl auf. Wieviel Museen verträgt eine Stadt, deren Altstadt selbst als urbanes Museum fungiert? Museen brauchen Besucher, Bewohner sind selten, und wenn dann sind sie nur ein- oder zweimal Besucher. Und ein weiteres will bedacht werden. Geraten diejenigen, die das städtische Denkmal bewohnen, nicht ihrerseits in den Sog der Musealisierung? Die Einwohner on display, als Ausstellungsstücke, deren Alltag der Tourist in den Gängen und Höfen studiert? Dass der Goldesel schnell zum Ärgernis werden kann, ist in jenen Städten, denen das Signum tourist destination anhaftet, längst gängiges Thema.

Laut Statistik (vgl. Stadtteilprofile der Hansestadt Lübeck) lebten 2012 13424 Bewohner in der Innenstadt Lübecks. Im Verlauf von zwölf Jahren hat sich die Sozialstruktur merklich verändert. Der Anteil der Deutschen: plus 6,3 %, der EU-Ausländer: plus 13,9% der sonstigen Ausländer: minus 35,7%; die Altersstruktur: bis 17 Jahre, minus 9,2%, 65 und älter: plus 18%; die Anzahl der Einpersonenhaushalte nimmt zu, die der Familien sinkt um 6,6%. Die Arbeitslosenzahl verringert sich um 29,4 Prozent. Das sind gute, die sozialräumlich Aufwertung der Altstadt dokumentierende, für den Soziologen freilich auch bedenkliche Zahlen. Denn hier scheint sich, wenn nur in Umrissen, ein Trend zur Gentrifizierung anzudeuten, der in vielen europäischen Städten längst zur Macht des Faktischen geworden ist. Lübeck ist weit von jenem Zustand entfernt, in dem innerstädtische Quartiere zur unnachsichtigen Beute der Reichen und Schönen geworden sind, Luxusbrachen wie

im Zentrum von London oder Paris, in denen nur mehr das Wachpersonal und die Dienstboten ihren Pflichten nachgehen und selbst die Touristen allenfalls noch als Zaungäste erscheinen. Einen wichtigen Schutzwall gegen luxurierende Verödung bilden die vielfältigen Kultureinrichtungen der Stadt, von der Musikhochschule bis zu den Theatern von der Gemeinnützigen bis zu den Bürgerinitiativen vor Ort. Wie aber bringt man das neue Lübeck, die Stadt des Wissens und der Wissenschaft, der Dienstleistungen und Logistik im städtischen Imaginären zur Geltung. Die kumulative Textur bietet hier wenig Halt. Vielleicht ginge es so, dass man im Zentrum des städtischen Imaginären, im Denkmal selbst, den realen Raum schafft, in dem wirkliche Menschen dem Neuen Ausdruck und Geltung verleihen. Das Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung ist bereits in der Mitte platziert und das Bündnis zwischen Wissenschaft und Stadt verfügt über viele gute Adressen. Aber vielleicht sollte man noch einen Schritt voran unternehmen. Variable Nutzungskonzepte zum Beispiel: temporäre Hörsäle im Hansemuseum etwa brächten Studenten ins Zentrum und damit die Universität ins Denkmal.

In Lübeck darf das *bonum commune* sein Recht nicht verlieren. Zum Wohle der Stadt und seiner Bewohner müsste man vielleicht irgendwann lernen, sich auch im touristischen Geschäft zu bescheiden. Moderat, seriös und mit Tatkraft. Hanseatische Tugenden eben.

Ein Wort des Dankes zum Ende. Ich möchte allen, insbesondere aber Frau Peters-Hirt und Herrn Schröder dafür herzlich danken, dass sie mir mit Rat und Tat und vielen Geschichten die Stadt Lübeck nahe gebracht haben, auch wenn ich ihren Geschichten vielleicht nicht immer aufs Wort gefolgt bin.

Literatur:

- Balgar, Karsten/ Mahlkow, Nicole (2013): Lokalkulturelle Konstruktionen von Vulnerabilität und Resilienz im Kontext des Klimawandels. Working Paper, Erkner, IRS.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Berking, Helmuth (2008), »Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen - Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte«, in: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte*, Frankfurt a. M.: Campus, S. 15-31.
- Berking, Helmuth/Frank, Sybille (2010), »Glasgow's miles better, Dortmund macht sich schön. Stadtinszenierungen im Vergleich«, in: *sozialersinn* 11(2), S. 163-185.
- Berking, Helmuth/Schwenk, Jochen (2011), *Hafenstädte. Bremerhaven und Rostock im Wandel*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Berking, Helmuth (2013): StadtGesellschaft, in: *Leviathan* 41. Jg. 2/2013, S. 224-237).
- Held, Gerd (2005): *Territorium und Großstadt*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Strauss, Anselm (1961): *Images of the American City*. New York.
- Suttles, Gerald D. (1984), »The Cumulative Texture of Local Urban Culture«, in: *American Journal of Sociology* 90(2), S. 283-304